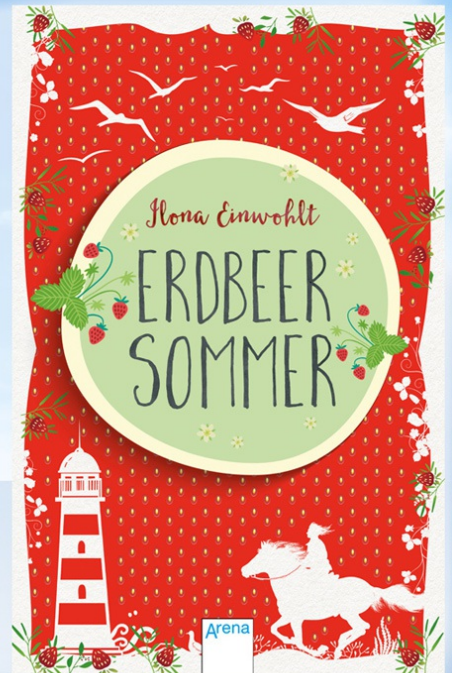
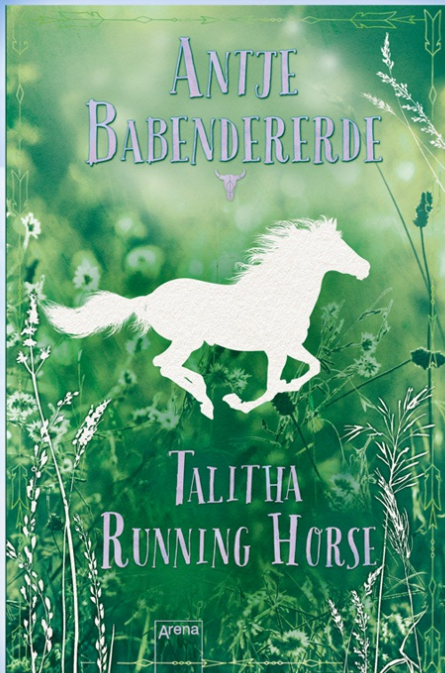


Mein Mega- Pferdeglück- Bundle



Antje Babendererde
Federica de Cesco
Nona Einwohlt



digi:
tales

Finette begleitete sie bis zur Ladentür. Dort blieb sie stehen, die Hände in den Taschen ihrer Schürze, und blickte ihnen nach. Ihr fein gerunzeltes Gesicht, das die Sonne beschien, sah heiter aus. Frau Colomb, die soeben ihren Wagen getankt hatte, fuhr vor und half den Mädchen beim Verstauen des Gepäcks im Kofferraum des Peugeot.

»Mireille kann hinten sitzen, sie kennt die Gegend!«, sagte sie, nahm am Steuer Platz und setzte sich eine Sonnenbrille auf.

Der Peugeot fuhr an, schlängelte sich durch verwinkelte Gassen und bog in den Boulevard des Lices ein. Es war Markttag. Menschen, beladen mit Körben und Taschen, drängten sich um die Stände. Sophie sah Pyramiden von Früchten und Gemüse, Berge von grünen und schwarzen Oliven, reihenweise Gläser mit Eingemachtem und Honigtöpfe. Rinds- und Kalbsviertel wurden feilgeboten und Eisstücke schützten die frischen Fische vor der Sonnenwärme. In winzigen Käfigen hockten traurige Hühner, zappelnde Hasen wurden von den Verkäufern an den Ohren hochgehalten. Der Peugeot fuhr die Textilstände entlang, wo Hosen und Pullover an den Pfählen hingen und ganze Stöße von Unterwäsche auf den Tischen lagen. Bei der roten Ampel staute sich eine dreifache Schlange Lastwagen, Motorräder und Pkws. Alle Motoren liefen auf vollen Touren, Sophie hielt sich die Nase zu.

Frau Colomb schob ihre Sonnenbrille auf die Stirn und sagte: »Bald haben wir das Gewühl hinter uns.« Die Ampel wechselte auf Grün, und alle brausten in derselben Sekunde los. Der Peugeot bog in eine Straße ab, dann in eine andere. Bald schon waren sie am Stadtrand. Auf einem sandigen, von Platanen beschatteten Gelände spielten alte Männer das Boule-Spiel. Todernt und gesammelt, berechneten sie den Wurf und warfen dann die Kugel mit ausholender Bewegung. Die Sonne stieg höher. Frau Colomb fuhr schnell, mit offenem Fenster. Warmer Wind durchzog den Wagen. Der Weg führte jetzt durch eine weite, ebene Landschaft, wo dunstige Luftspiegelungen bläulich schimmerten.

»Das ist schon die Camargue«, sagte Mireille.

»Ich dachte, es wäre wildes, unbebautes Land«, sagte Sophie. »Aber das sind ja überall grüne Felder.«

»Das sind Reisfelder«, sagte Frau Colomb. »Irgendein kluger Kopf ist auf den Gedanken gekommen, die seichten Süßwasserweiher für den Reisbau zu nutzen. Seit einigen Jahren bezieht Frankreich neunzig Prozent seines Reisbedarfs aus der Camargue. Für die Leute da ist das natürlich gut; aber von der unberührten Wildheit ist so wieder ein Teil verloren gegangen.«

So sehr Sophie auch den Kopf wendete und drehte, es gab nicht viel zu sehen. Der Blick reichte nur bis zu einer Wand aus Zypressen und Tamarinden oder verlor sich in gräulichem Dunst, der über dem salzglitzernden Boden lag.

»Wo sind denn die Pferde?«, fragte sie etwas enttäuscht. Frau Colomb lachte.

»Nur Geduld, du wirst sie bald sehen.«

Immer mehr wurde die Landschaft von Wasserläufen und Tümpeln durchzogen. Es staute sich in den Kanälen und in den natürlichen Vertiefungen, die von Grundwassern durchsickert wurden. Wie große, stumpfe Spiegel glänzten die Weiher.

Plötzlich packte Frau Colomb Sophie am Arm. »Da, schau!«

Zwei rosa Flamingos glitten über das Wasser; ihre Flügel schlugen hoheitsvoll und gemächlich. Andere standen auf einem Bein; die Vögel sahen wie bizarre Blumen aus, die sich auf ihrem Stängel im Gleichgewicht hielten. Einige stolzierten durch den Schlamm, wobei ihr langer Hals im Takt auf und ab wippte.

Frau Colomb fuhr langsamer. Autos mit schweizerischen oder deutschen Nummernschildern überholten sie. Einige parkten am Straßenrand. Sophie sah, wie auf der anderen Seite Touristen irgendetwas filmten. Ein begeisterter Schrei entfuhr ihr: Stiere weideten im hohen Schilf. Die mächtigen Rücken, die schweren, hochmütigen Köpfe mit den sichelförmigen Hörnern durchdrangen ruhig und gewaltig die biegsamen Rohre.

Frau Colomb hatte den Wagen angehalten, damit Sophie besser sehen konnte.

»Die Weiden sind mit Stacheldraht eingezäunt«, sagte sie. »Den Touristen ist es an sich verboten, sich den Stieren zu nähern. Trotzdem gibt es manchmal Unfälle.«

»Geschieht ihnen ganz recht«, sagte Mireille. »Ein Stier ist kein sanfter Hammel!«

Frau Colomb setzte den Wagen wieder in Gang. Abermals stieß Sophie einen Freudenschrei aus: Hinter einem Wassergraben, gerade neben der Straße, grasten friedlich zwei Schimmel. Es waren gedrungene Tiere mit runden Rücken, üppiger Mähne und zottigem Haar. Aus sanften dunklen Augen betrachteten sie ohne Scheu die Touristen, die sie streicheln wollten und zu ihnen vordrangen, soweit es der feste Boden erlaubte.

Frau Colomb lächelte über Sophies Begeisterung.

»So! Jetzt sind wir den drei berühmtesten Exemplaren der einheimische Fauna begegnet. Bist du nun zufrieden?«

»Es ist . . . ganz toll!«, stieß Sophie einfältig hervor.

Es fehlten ihr einfach die Worte. Die Camargue erschien ihr wie ein wunderbares, großes Bilderbuch.

»Ach was!«, sagte unbeeindruckt Mireille. »Das ist nur eine Frage der Zeit. In ein paar Tagen wird dich selbst eine stürmende Herde kühl wie eine Gurke lassen!«

Sophie tat so, als hörte sie nicht, und brach weiterhin beim Anblick eines jeden Pferdes in lautes »Ah!« und »Oh!« aus. Da sie jedoch im Verlauf einer Viertelstunde eine große

Anzahl Pferde zu sehen bekam, legte sich ihre Aufregung. Der Reiz des Neuen verschwand. Mireille hatte recht: Es war Gewohnheit!

Binsen und Sträucher wurden spärlicher. Soweit die Sicht reichte, zog sich die Straße durch eine eintönige Ebene dahin. Der Boden wirkte karg; er war schmutzig grau, rissig und salzverkrustet.

»Diese weiten Flächen nennt man *sansouires*«, erläuterte Frau Colomb. »Siehst du die dunkelgrauen Büschel? Das sind Salicornia, das heißt Pflanzen, die salzige Erde lieben. Hier wächst auch die lila Saladellenblume, das Wahrzeichen unserer Gardians.«

Mireille beugte sich vor, um Sophie auf etwas am Horizont aufmerksam zu machen. »Dort ist schon Saintes-Maries-de-la-Mer zu sehen.«

»Die Ortschaft hat sich in den letzten Jahren sehr verändert«, sagte Frau Colomb, »leider nicht zum Guten.«

Sophie kniff die Lider zusammen. Dort, wo der dunstig glänzende Horizont die Ebene zu begrenzen schien, glimmerte im Sonnenlicht eine weißliche Linie. Je mehr sich der Wagen näherte, desto deutlicher konnte man helle, gleich gestaltete Häuser zu beiden Seiten der Straße erkennen. Einige typische getünchte Hütten mit Binsendach spiegelten sich im Wasser eines Salzteiches. Aus der Nähe wirkte die Gegend eintönig und reizlos. Ein neues Wohnviertel war hier entstanden. Zwischen den Stein- und Betonbauten verkündeten grellbunte Schilder: »Eigentumswohnungen zu verkaufen«, und versprachen günstige Abzahlungsmöglichkeiten. Andere Schilder forderten zu »Spazierritten« auf. Angeführt von einem Operetten-Gardian zog soeben eine schwerfällige Reitergruppe vorbei. Sie trugen Stiefel, breitkrepelige Hüte und bunte Filztücher nach bester »Western«-Tradition.

Mireille schnaubte vor Verachtung. »Hier kann jeder Blödian sich einen dreistündigen Ritt über zwanzig Kilometer kreuz und quer durch die Gegend kaufen, genau so, wie man ein Paket tiefgekühlte Bohnen im Supermarkt kaufen kann.«

»Das Reiten ist sicher eine gute Sache für Leute, die das Stadtleben bedrückt«, sagte Frau Colomb; »aber alles hat seine Grenzen. Leichte Verdienstmöglichkeiten führen häufig zu Missbrauch. Erst kürzlich musste sich die französische Liga zum Schutz der Pferde einschalten. Die Pferde, die für diese Reitausflüge vermietet werden, waren unterernährt und wurden unter erbärmlichen Verhältnissen gehalten.«

Niedergeschlagen erinnerte sich Sophie an Finettes Worte: »Der Mensch verdient das Paradies nicht. Er kann es nur verderben oder verwüsten.«

»Gott sei Dank gibt es die echte Camargue noch«, fuhr Frau Colomb fort, »auch wenn sie sich abseits verbirgt und sich mit Stacheldraht umgeben muss, um den Frieden zu erhalten.«

Sie war vor den Neubauten abgebogen und fuhr jetzt auf einem sandigen Weg einen

kleinen Kanal entlang. Wind fuhr durch die Binsen, die in dichten Garben auf den ausgedörrten, rissigen Böschungen wuchsen.

»Wir sind gleich da«, sagte Mireille.

»Wo?«, gab Sophie verdutzt zurück. »Ich sehe nichts.« Frau Colomb lachte. »Die Camargue ist ein Land voller Überraschungen.« Sie schaltete in den ersten Gang, um vorsichtig an einer seichten Stelle den Kanal zu überqueren. Ein schmaler Pfad führte zwischen dem Schilf hindurch.

Sophie sah ein gespaltenes Holzschild, das an einem schiefen Pfahl hing. Sie konnte im Vorbeifahren die eingeschnitzte Inschrift »Mas de la trinité« lesen. Immer noch verdeckten die hohen Binsen die Aussicht. Das Rauschen des Windes drang durch das offene Fenster, und die Sonnenglut war erfüllt von flimmernden Staubteilchen. Plötzlich lichtete sich das Ried. Sophie sah eine Reihe hoher Schirmpinien, deren breite Kronen in der Luft wie riesige dunkle Kissen leicht hin und her schaukelten. Das Haus unter den Bäumen war groß. Es war dem Süden zugekehrt, um sich vor dem Mistral, dem heftigen Wind aus dem Rhôneetal, zu schützen. Die schweren, weiß getünchten Mauern trugen ein niedriges, braunrotes Ziegeldach. Der Bau war so zweckmäßig und schlicht, dass man ihn aus der Ferne für eine Scheune halten konnte. Erst beim Näherfahren sah Sophie die geöffnete Tür, die freundlichen, grün gestrichenen Fensterläden. Blumenkästen und zwei breite Steinbänke standen an der Mauer. Frau Colomb fuhr den Wagen unter ein Schutzdach aus Binsen, wo schon ein staubiger Landrover geparkt war. Während Mireille und Sophie das Gepäck aus dem Kofferraum holten, kam eine Frau aus dem Haus, die sich die Hände an ihrer Schürze abtrocknete. Sie war groß gewachsen und hielt sich sehr gerade. Ein freundliches Lächeln erhellte ihr knochiges, sonnengebräuntes Gesicht.

»Das ist Regine«, erklärte Frau Colomb. »Ihr Mann, Constantin, ist der ›Baile‹, der Oberaufseher der Herden.«

»Reitet er Etoile?«, fragte Sophie unbefangen, und sie wurde rot wie eine Tomate, als sich alle Augen verwundert auf sie richteten und Regine in lautes Lachen ausbrach.

»Lieber Jesus, er wird sich hüten!«, stieß sie hervor. »Jedenfalls ist er nicht so verrückt wie mein Bruder«, meinte Mireille. »Aber wo ist Tante Justine?«

»In ihrem Arbeitszimmer«, antwortete Regine. »Sie sitzt über den Abrechnungen. Genau gesagt, über der Steuererklärung«, fügte sie hinzu.

»Mir scheint, wir haben einen schlechten Augenblick gewählt«, meinte Frau Colomb.

»Ich glaube, sie hat bei dem Wind das Auto nicht gehört«, sagte Regine. »Kommen Sie herein, ich hole sie.« Sophie hätte nicht gedacht, dass es im Innern des Hauses so kühl wäre; es kam ihr vor, als beträte sie einen kühlen Keller. Am Ende eines schmalen Flurs führte eine Treppe zum Obergeschoss. Es gab keine Diele, sondern man gelangte sofort in den Hauptraum, der gleichzeitig als Wohn- und Esszimmer diente. Der Fliesenboden

glänzte. Die weiß getünchten Wände ruhten auf dicken Balken. Auf dem Sims des mächtigen Kamins umrahmten zwei große Kupferleuchter eine Anzahl Steingutvasen, die mit frischen Blumen gefüllt waren. Zwei unbequem aussehende Lehnstühle standen zu beiden Seiten des Kamins. Im Raum befanden sich außerdem eine hohe Standuhr mit glänzendem Pendel, ein riesiger Geschirrschrank und ein langer Tisch, der mit einer bunten Wachstuchdecke überzogen war. Oben knallte eine Tür ins Schloss, schwere Schritte polterten die Treppe hinunter. Die Frau, die jetzt hereinkam, mochte um die fünfzig sein. Sie war breit, stämmig und kräftig, trug Jeans und ein kariertes Hemd, dessen aufgekrempelte Ärmel harte, braun gebrannte Arme sichtbar werden ließen. Sie hatte struppiges, kurz geschnittenes graues Haar, scharfe Falten an den Mundwinkeln, buschige Brauen und lebhaft, kluge Augen. »Herzlich willkommen!«, rief sie mit dröhnender Stimme. Sie umarmte Frau Colomb, drückte Mireille einen Kuss auf beide Wangen und wandte sich dann mit ausgestreckter Hand Sophie zu, deren Finger in der mächtigen Pranke verschwanden.

»Das ist also die kleine Schweizerin!« Sie drückte Sophies Hand, dass diese fast aufheulte. »Ich kenne die Gegend gut. Zürich ist eine hübsche Stadt, aber zu viele Menschen und nicht genug Platz. Und dann die Berge . . . « Sie verzog das Gesicht. »Sie beschränken den Horizont und schränken auch hier ein . . .« Sie schlug sich gegen die Stirn. »Stimmt's oder nicht, Kleine?«

»Na ja . . .«, stieß Sophie fast tonlos hervor.

Aber Tante Justine war schon längst verschwunden.

»Regine, bring uns was zu trinken. Was möchtet ihr haben? Wein? Saft? Brunnenwasser? Wir haben das beste Wasser in der ganzen Camargue!«

Sie zog einen Stuhl über die Steinfliesen heran, setzte sich und forderte alle mit einer Handbewegung auf, Platz zu nehmen. Sie begann, sich mit Frau Colomb in einer melodischen Sprache zu unterhalten, und schlug dann so plötzlich mit der Faust auf den Tisch, dass Sophie zusammenfuhr. Mireille blinzelte schelmisch.

»Hast du verstanden, um was es geht?«

»Keine Ahnung!« Sophie zog kläglich die Schultern hoch.

Frau Colomb wandte sich heiter lächelnd an sie.

»Wir sprechen provenzalisch. Nur sagen wir leider keine Gedichte von Mistral auf, sondern sprechen ganz prosaisch über Steuern. Du wirst gemerkt haben, dass dieses Thema Justine zur Weißglut bringt.« Regine erschien mit einem Wasserkrug und einem Körbchen voll süßer Feigen. Sie füllte die Gläser, die Mireille auf den Tisch gestellt hatte. Sophie probierte einen Schluck: Das Wasser war herrlich erfrischend und duftete nach Orangenblüten.